



Vom Zauber des Schönen

Reiz, Begehren und Zerstörung

Herausgegeben von Konrad Paul Liessmann

ISBN: 978-3-552-05495-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05495-0>

sowie im Buchhandel.

Vom Zauber des Schönen

Reiz, Begehren und Zerstörung

»Schönheit« gehört zu den gleichermaßen umstrittenen wie unhintergehbaren Begriffen der europäischen Kultur. Es gibt kaum einen Bereich des Lebens, in dem Schönheit nicht eine zentrale Rolle spielte. Im Alltag stellt Schönheit einen Wert dar, der von der Geburt (dem »schönen« Baby) bis zum Tod (der »schönen« Leich') präsent ist, Schönheit bestimmt in hohem Maße Erotik und Sexualität (der »schöne« Körper, »schöner« Sex), grundiert die Ziele und Wunschvorstellungen unserer Lebenspraxis (die »schöne« Wohnung, der »schöne« Urlaub, das »schöne« Haus, ein »schöner« Abend) und dominiert als zentrale Norm die Ästhetik der Kleidung und das Design der Gebrauchsgegenstände.

In der Kunst wiederum galt »Schönheit« lange Zeit als das entscheidende Ziel menschlicher Kreativität, sogar als Ausdruck des Göttlichen, als Repräsentanz kosmischer Harmonie und individuellen Glücks. Und noch die Kritik und Destruktion des Schönen durch die Moderne zehrte von dessen Dignität. Die Sehnsucht nach dem Schönen als Ausdruck einer unhintergehbaren Dimension der menschlichen Existenz kennzeichnet die Anstrengungen radikaler Avantgarden auch dann, wenn sie sich demonstrativ zu den nicht mehr schönen Künsten bekennen.

In der Philosophie war Schönheit seit der Antike der Korrespondenzbegriff zum Guten und zur Wahrheit, gehörte also zu jener Trias, die den abendländischen Bildungsbegriff bis in das 19. Jahrhundert bestimmte. Was es mit dem Schönen auf sich habe, ob es Ausdruck einer objektiven Idee oder Reflex einer subjektiven Empfindung sei – darüber tobt der

Streit in der philosophischen Ästhetik spätestens seit dem 18. Jahrhundert. Und nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang die früh gestellte, durch die modernen, die Umwelt verändernden Technologien wieder brisant gewordene Frage nach dem Schönen der Natur. Durch die zeitgenössische psychologische Attraktivitätsforschung und durch die evolutionsbiologische Ästhetik gewinnt der Begriff der Schönheit jedoch auch in den empirischen Wissenschaften nicht nur eine bedeutsame Relevanz, sondern erfährt dadurch auch eine ungeahnte Aktualisierung.

Was aber ist Schönheit? Eine der berühmtesten Definitionen von Schönheit findet sich nur in einer Fußnote. In seinen Reflexionen *Über die Liebe* kommt der französische Schriftsteller Stendhal zu dem Schluss, dass für denjenigen, der eine hässliche Frau einer schönen Frau vorzieht, offenbar die Hässlichkeit wohl Schönheit bedeuten muss. Und in einer Anmerkung heißt es dazu: »Schönheit ist lediglich Verheißung von Glück«.¹ Diese Formel von Schönheit als Glücksversprechen setzt sich fest. Vor allem in neueren Arbeiten zur Schönheit wird sie wieder ausgiebig aufgegriffen und zitiert.

Was aber verheißt, was verspricht das Schöne? Bei Stendhal meldet diese Bestimmung wohl einen Vorbehalt an. Schönheit ist nur ein Versprechen des Glücks, nicht seine Erfüllung. Der Anblick der Schönheit weckt Erwartungen, Begierden und Sehnsüchte, stellt aber nicht selbst dieses Glück dar. Und die Schönheit kann jederzeit von einer Leidenschaft entthront werden. Stendhals Formel aber hat ihre Vorgeschichte. Stendhal selbst war auf diesen Gedanken wohl durch die Lektüre der Schriften des englischen Philosophen Thomas Hobbes gestoßen. In seiner Abhandlung *De homine* (»Vom Menschen«) hatte Hobbes die Schönheit als das »Anzeichen eines künftigen Gutes« definiert.² Schönheit erfüllt sich nach dieser Bestimmung nicht allein in ihrer Erscheinung, sondern gewinnt ihre tiefere Bedeutung dadurch, dass

sie auf etwas anderes, Zukünftiges verweist. Schönheit lässt uns ahnen, dass es mehr in der Welt gibt als das Nützliche und das Unnütze, als unmittelbare Lust und unmittelbares Leid. Frei von diesen Empfindungen ist aber auch die Erfahrung des Schönen nicht. Als Glücksversprechen verheißt Schönheit durchaus lustvolle Befriedigung, als bloßes Versprechen aber, das sich nicht selbst einlösen kann, schwingen Vergeblichkeit, Enttäuschung bis hin zur Zerstörung und Selbsterstörung in diesem Versprechen immer schon mit. Schönheit ist stets auch ein Risiko.

Die Frage nach der Schönheit hat viele Facetten. Einige davon sind uns aus dem Alltag gut bekannt, sie drängen sich wie von selbst auf. Ist Schönheit Ausdruck eines subjektiven Empfindens oder gibt es objektive Kriterien für das Schöne? Welche Rolle spielt Schönheit in der Kunst? Muss Kunst schön sein oder darf sie es gar nicht mehr sein? Wann wird Schönheit zum Kitsch? Und stimmt es, dass es schöne Menschen in vielen Bereichen des Lebens leichter haben? Die letzte Frage, im Zuge der modernen psychologisch orientierten Attraktivitätsforschung gerne gestellt, führt in höchst aktuelle Debatten. Denn gegenwärtig erscheint das Glücksversprechen der Schönheit vor allem zu der Ansicht zu führen, dass man dieses Glück erzwingen muss. Schönheit, lange misstrauisch beäugt, ist nun fast zu einer Pflicht geworden. In allen Medien werden schöne Menschen mit Vorbildwirkung präsentiert, Glück, Liebe und Erfolg scheinen fast nur noch davon abzuhängen, ob man das richtige Aussehen, die richtige Figur, das richtige Lächeln hat, und wo die Kosmetik nicht ausreicht, um die unzulängliche Natur zu korrigieren, müssen Chemie, Chirurgie und bald wohl auch Gentechnik nachhelfen. Kaum ein Nachmittag, an dem nicht in irgendeiner Talkshow über Schönheitsoperationen und die damit verbundenen Erwartungen diskutiert wird.

Man kann über den Schönheitswahn unserer Gegenwart lächeln oder bestürzt sein, man kann aber auch darüber nach-

denken, ob sich in diesem Schönheitswahn nicht jener Gedanke, wenn auch in vielleicht verzerrter Form, artikuliert, der das Versprechen der Schönheit seit der Antike grundiert: dass Schönheit in einem engen Zusammenhang mit sittlich-moralischen Qualitäten steht. Schönheit ist nicht nur das Anzeichen eines künftigen Gutes, sie ist auch ein, vielleicht das Zeichen für das Gute schlechthin. Oder anders formuliert: Wir erwarten vom Schönen nahezu reflexartig auch das Gute. Im Glücksversprechen der Schönheit ist auch dies enthalten: dass das Schöne auch das Bessere sein möge. Die Bedeutung, die wir dem Schönen einräumen, ist so nicht nur auf das Äußerliche beschränkt; es ist damit fast immer die vielleicht verschwiegene und nicht immer bewusste Hoffnung verbunden, dass das Schöne tatsächlich das Glück im Sinne eines gelingenden Lebens bedeuten könnte.

An anderen Orten ist das Schöne allerdings sehr wohl in Verfall geraten, vor allem in der Kunst. Dass das Schöne nicht nur mit dem Guten, sondern auch mit dem Wahren eine Einheit bilden könnte, wie es die klassische Metaphysik behauptete, ist spätestens seit Anbruch der Moderne gründlich bezweifelt worden. Ganz im Gegenteil: Das Schöne steht seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend im Verdacht, nur eine falsche Harmonie, eine verlogene Ästhetik, eine doppelte Moral, eben nur einen schönen Schein über unmenschliche und ungerechte Verhältnisse zu legen. Seit den großen kulturkritischen Strömungen der Moderne steht das Schöne unter Ideologieverdacht, wird das Versprechen der Schönheit als Ablenkung von den realen sozialen Problemen und Widersprüchen denunziert. Eine Kunst, die wahr sein will, kann in einer hässlichen Welt nicht schön sein. Dieser Vorbehalt gegen das Schöne in der Kunst galt spätestens seit dem Naturalismus fast uneingeschränkt, und es erregte auch einiges Aufsehen, als sich einige Künstler gegen Ende des 20. Jahrhunderts wieder programmatisch dem Schönen zuwandten. Seit allerdings der gesellschaftskritische Impuls

der modernen Kunst erlahmt ist, kann auch im Kino und im Theater, auf Bildern und in der Musik, in der Literatur und im Tanz unverblümt wieder das Schöne gefordert und geboten werden. Und auch in der Nobilitierung des Kitsches durch die Kunst der Gegenwart wird das Schöne auf eine ironische Weise rehabilitiert.

Die Geschichte der Auseinandersetzung mit dem Schönen ist deshalb auch keine glatte Erzählung. Sie beginnt in der griechischen Antike, die der Schönheit huldigte wie vielleicht keine Kultur vor und nach ihr und die vielleicht gerade deshalb in Mythen, Dichtungen und philosophischen Reflexionen das abgründige Versprechen des Schönen auslotete. Fast alle Fragen, die den Diskurs des Schönen durch mehr als zwei Jahrtausende hindurch bestimmen werden, sind hier schon präformiert. So wie die europäische Dichtung beginnt auch dieser philosophische Diskurs über die Schönheit mit dem Streit über ein schönes Mädchen. Allerdings ist es hier nicht die schöne Helena, die zum Anlass für jenen zehnjährigen Krieg wird, der in Homers *Ilias* besungen wird, sondern ein namenloses Mädchen, das den Anstoß für die erste systematische Erörterung des Schönen liefert. In dem Dialog *Der größere Hippias* (»Hippias Major«) berichtet Platon von einem Gespräch zwischen Sokrates und dem überheblichen und selbstgefälligen Sophisten Hippias. Sokrates bittet – etwas scheinheilig – Hippias um Hilfe, da es ihm unmöglich sei, die Frage eines Bekannten zufriedenstellend zu beantworten. Dieser nämlich, dem einmal dieses, dann wieder jenes gefalle, möchte endlich wissen, was denn das Schöne eigentlich sei. Hippias, arrogant wie immer, geniert sich fast, so etwas Einfaches gefragt zu werden, und er versichert großmütig, dass seine Antwort unwiderleglich sein werde. Nun denn, drängt Sokrates, dann sage doch endlich, was das Schöne ist. Und Hippias antwortet ohne zu zögern: »Ein schönes Mädchen ist eine wirkliche Schönheit.«³

Natürlich ist Hippias mit dieser Antwort in eine Falle getappt, aus der er im Laufe des Gesprächs nicht mehr herausfinden wird. Denn Sokrates hatte nicht danach gefragt, wen oder was wir als schön bezeichnen würden, sondern nach jener Idee der Schönheit, die all unseren ästhetischen einzelnen Urteilen über diesen oder jenen Gegenstand zugrunde liegen muss. Was ist es, so ließe sich diese Frage umschreiben, das einen Gegenstand, den wir schön nennen, tatsächlich schön sein lässt? Sokrates, der Hippias heimtückisch lobt, fragt dann auch sofort weiter, ob denn nicht auch eine schöne Stute, eine schöne Leier oder eine schöne Kanne »schön« genannt werden müssen? Hippias, in die Enge getrieben, bejaht, grenzt aber ein: Eine Kanne, verglichen mit ihresgleichen, mag schön genannt werden, aber nicht im Vergleich mit einem schönen Mädchen. Für Hippias gibt es also eine Rangordnung der Dinge, die nicht alle gleichermaßen Anteil am Schönen haben können. Sokrates kontert mit dem Hinweis, dass im Vergleich zu vollkommen schönen Göttinnen dann auch das schöne Mädchen hässlich genannt werden müsste.

Alle weiteren Versuche von Hippias, das Schöne zu bestimmen, scheitern auf ähnliche Weise. Für jeden neuen Ansatz hat Sokrates ein passendes Gegenbeispiel zur Hand. Dass das Schöne seine Wurzel im Glanz des Goldes habe, mag auf vieles zutreffen – aber es gibt auch schöne Statuen aus Marmor, und ein goldener Quirl wirkt angesichts des Hirsebreis, den er umrühren soll, nicht schön, sondern unschicklich. Schönheit hat auch mit der Übereinstimmung von Material, Gestalt und Funktion zu tun. Aber auch die Generalisierung dieses Arguments, dass das Schöne das Brauchbare sei, will nicht gelingen, ebenso wenig wie die Bestimmung des Angenehmen als Wurzel des Schönen. Hippias und Sokrates bleiben gleichermaßen ratlos zurück, mehr, als dass das Schöne schwer zu begreifen sei, war nicht herauszufinden.

Die Bedeutung dieses Dialoges für die europäische »Meta-

physik des Schönen« ergibt sich weniger aus dieser Ergebnislosigkeit, als vielmehr aus der Tatsache, dass hier zum ersten Mal in einem explizit philosophischen Sinn nach dem Schönen gefragt wird. Schönheit ist keine Eigenschaft von Dingen und Menschen, aber auch keine Frage eines beliebigen subjektiven Gefallens, sondern dass etwas schön genannt werden kann, muss damit zu tun haben, dass es in bestimmter Weise an einer Schönheit teilhat, deren Wesen erst ergründet werden muss. Interessant ist, dass alle Versuche, die Hippias und Sokrates unternehmen, um das Schöne zu bestimmen, in der Geschichte des Schönheitsdiskurses in mannigfachen Varianten immer wieder auftauchen werden. Das Schöne an bestimmte Empfindungen wie das Gefühl des Angenehmen oder Lustvollen zu binden, wird ebenso dazu gehören wie die Vorstellung, dass das Schöne etwas mit der Beschaffenheit, dem Material der Dinge und seinem spezifischen Scheinen oder mit ihrer Brauchbarkeit und Funktionalität zu tun habe.

Eine entscheidende und höchst folgenreiche Nuancierung einer philosophischen Konzeption des Schönen hat Platon dann in seinem berühmten *Symposion* vorgenommen. Bei dem legendären Trinkgelage versammeln sich Freunde des Sokrates, um Lobreden auf den Gott Eros anzustimmen. Während die meisten Redner die Vorzüge der sinnlichen und geistig-seelischen Liebe preisen, eröffnet der zu spät kommende Sokrates eine neue Perspektive, indem er von jener Lehre erzählt, die ihm in jungen Jahren eine Priesterin, Diotima, zuteil werden ließ, und deren erste Einsicht lautet: Eros hat etwas damit zu tun hat, dass man das Schöne begehrt. Oder dass man jene Körper begehrt, die man als schön empfindet. In einem zweiten Schritt erkennt dann Sokrates, dass Schönheit nicht nur eine sinnliche Qualität des Körpers ist, sondern es gibt auch eine schöne Seele, eine innere, eine geistige Qualität. Eros, so Diotima mit einer berühmten Formulierung, ist »die Zeugung im Schönen, dem Körper wie

der Seele nach«. ⁴ In einem dritten Schritt zeigt die Priesterin, dass diese innere Qualität eine ganz andere Dimension des Eros eröffnet als die rein sinnliche Ebene, nämlich das Wesen der Schönheit, die Idee der Schönheit, das »Urschöne« selbst. Ausgehend von der sinnlichen Liebe – bei Platon: Knabenliebe – wird der Liebende das Schöne zuerst in einem Körper, dann in mehreren Körpern, dann in unterschiedlichen Lebensformen, dann in verschiedenen Wissensgebieten und schließlich in dem Erkenntnisstreben finden, das sich letztlich der unanschaulichen, geistigen Idee des Schönen selbst widmet, die er in ihrer Reinheit erkennen will.

Platons Verknüpfung von Schönheit und Begehren durchzieht die Debatten über das Schöne bis in die Gegenwart. Das Schöne ist das Begehrenswerte und was wir begehren, finden wir schön. Es war Friedrich Nietzsche, der diese Möglichkeit, Schönheit und Begehren gleichzusetzen, behauptet und als Einwand gegen klassische Ontologien des Schönen verwendet hat. »Es ist erstaunlich, zu welcher Thorheit selbst die Sinnlichkeit durch die Liebe verleitet werden kann, wie die Sinnlichkeit allen guten Geschmack verliert, und das Häßliche schön heißt, sobald ihr die Liebe zuredet.« ⁵ Ähnlich wie Baruch Spinoza in seiner Ethik formulierte, »daß wir nichts erstreben, wollen, verlangen oder begehren, weil wir es für gut halten, sondern daß wir umgekehrt darum etwas für gut halten, weil wir es erstreben, wollen, verlangen oder begehren« ⁶, ließe sich mit Nietzsche formulieren, dass wir nichts begehren, weil es schön ist, sondern dass wir etwas dann als schön empfinden, wenn wir es begehren – und sei es noch das Hässlichste selbst. Immerhin: Auch bei Nietzsche ist der gute Geschmack, der das Schöne erkennen könnte, durch das Begehren nicht verschwunden, sondern nur suspendiert. Wenn das Begehren erlischt, und der gute Geschmack sich wieder melden darf, fällt es einem ja manchmal tatsächlich wie Schuppen von den Augen. Gerade der Antikantianer Nietzsche, so könnte man sagen, bestätigte

durch diese Beobachtung die Bestimmung des Schönen bei Kant: als interesseloses Wohlgefallen. Nur dort, wo keine Interessen im Spiel sind, kann der Geschmack unbefangen urteilen. Das aber würde bedeuten, dass das Schöne nicht begehrt werden darf. Das ist, wir wissen es, eine Illusion. Und es ist dieses Begehren, das auch ein destruktives Potenzial enthält: Man kann sich nach dem Schönen verzehren, süchtig, ja verrückt nach ihm werden. Aber warum?

Das Schöne, das wir gegen Kant als Schönes begehren, ist nie nur das Gefällige, das Adrette, das Attraktive, das Hübsche, das Reizvolle oder das ästhetisch Ansprechende. All das kann das Schöne auch sein. Aber Schönheit geht über einen einfachen Reiz der Sinne immer hinaus. Wenn wir ein Bild, eine Landschaft, einen Menschen, eine Situation, eine Stadt, ein Gespräch, einen Text oder eine Begegnung »schön« nennen, dann wollen wir damit eine Gesamtheit beschreiben, nie nur einen Aspekt. Ein schönes Gespräch besteht nicht nur aus ein paar gelungenen Pointen, sondern dadurch soll eine komplexe Situation charakterisiert werden. Wenn wir im Alltag, in der Kunst oder in der Natur etwas »schön« nennen, meinen wir in der Regel, dass etwas in besonderer Weise gelungen, in sich stimmig, als Gesamtheit gelungen ist. Schön nennen wir eine Sache dann, wenn sie »ihre ureigenste Möglichkeit erreicht und sich uns als kostbar präsentiert«.7 Und weil im Leben und in der Wirklichkeit dieses Gelingen so selten ist, sind die Momente des Schönen fast immer auch von einer tiefen Melancholie begleitet.

Das Schöne, so könnte man auch sagen, in seiner vollkommenen Gestalt, wirft uns immer wieder auf unsere eigene Kontingenz, Unzulänglichkeit, Unvollkommenheit in ästhetischer und ethischer Hinsicht zurück. Zumindest die europäische romantische Tradition ist deshalb von dem Gedanken durchdrungen, dass das Erblicken des Schönen eigentlich ein Verhängnis darstellt, weil der Mensch der Verführungsgewalt des Schönen nicht gewachsen ist, ihm ver-

fällt oder sich danach verzehrend zerstört. In dem Gedicht »Tristan«, das August Graf von Platen 1825 veröffentlicht hat, kommt dies überdeutlich zum Ausdruck: »Wer die Schönheit angeschaut mit Augen, / Ist dem Tode schon anheim gegeben, / Wird für keinen Dienst auf Erden taugen, / Und doch wird er vor dem Tode beben, / Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.«⁸

Den Zusammenhang zwischen Schönheit und Zerstörung hat bekanntlich fast ein Jahrhundert später Rainer Maria Rilke mit einem ganz anderen Akzent versehen: »Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, / und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmätzt, / uns zu zerstören.«⁹ In einer Welt der Gewalt ist das Schöne das, was uns gerade noch verschont. Vom Schönen verzaubert zu werden, hieße dann auch, das Glück haben, verschont zu werden. Ob wir uns vom Schönen reizen lassen, es begehren und dadurch das Risiko der Zerstörung und Selbstzerstörung eingehen – Aufschluss über diese Fragen mögen die folgenden Beiträge bieten.

Anmerkungen

- 1 Stendhal (d. i. Henri Beyle): Über die Liebe. Vollständige Ausgabe. Aus dem Französischen von Walter Hoyer. Frankfurt a. M. 1975, S. 76.
- 2 Thomas Hobbes: Vom Menschen. Vom Bürger. Elemente der Philosophie II/III, hg. von Günter Gawlick. Hamburg 1994, S. 23.
- 3 Platon: Der größere Hippias. Sämtliche Dialoge, Bd. III, hg. v. Otto Apelt. Hamburg 1988, S. 64.
- 4 Platon: Das Gastmahl. Sämtliche Dialoge, Bd. III, hg. v. Otto Apelt. Hamburg 1988, S. 52.
- 5 Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari (KSA). München 1980, Band 10, S. 127.
- 6 Benedictus de Spinoza: Die Ethik. Lateinisch/deutsch. Revidierte Übersetzung von Jakob Stern. Stuttgart 1977, III/9, S. 277.
- 7 Günther Pöltner: Philosophische Ästhetik. Stuttgart-Berlin 2008, S. 233.
- 8 August Graf von Platen: Werke. Elberfeld o. J., Band I, S. 79.
- 9 Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. Hg. von Ernst Zinn. Frankfurt a. M. 1987, Band I, S. 685.